

Wir streiften damals in der Rothenburger Landwehr, dem ehemaligen Territorium der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, das nach der Mediatisierung hälftig ans Königreich Württemberg und ans Königreich Bayern fiel. Und am späten Nachmittag steuerte der Weikersheimer Kurt Meider, als dreifacher Musengründer immer auf der Suche nach altfränkischen Raritäten, das Lager eines fahrenden Händlers aus der Sippe der Schnecks an.

Zwischen Spinnrädern, Alteisen, verstaubten Truhen und bemalten Bauernschränken, die heutzutage, nach vier Jahrzehnten, ein Vermögen wert wären, stieß ich auf eine armlange Tonform. Das Model ließ ein Wasserweib mit kunstvoll verschlungenem doppeltem Fischschwanz erkennen. Mit der linken Hand raffte die Figur über ihrem Haupt einen phantastischen pflanzlichen Kopfschmuck. Ihre Rechte griff auf der Herzseite zur vollen Brust. Als ich meine Bewunderung für das tönerner Gebilde allzu offen zeigte, schlug der Händler wohl gleich hundert Prozent drauf. Wir wurden trotzdem rasch einig. Später ließ ich Abgüsse von dem Wasserweib-Model anfertigen, das stilistisch vielleicht in die Spätrenaissance zu datieren ist.

Die Figur reizte zum Weiterforschen, Weitersammeln. Sagen und Bilder von den Wasserfrauen, den Wassernonnen und Wasserfeen, von Meerfräuleins, Meerminnen, Brunnenfräuli, Melusinen, Undinen, Magelonen, Sirenen, Okenaiden, von Schwanenjungenfrauen, Nereiden und Najaden, Nixen und Nymphen sind ja nicht nur bei uns im Südwesten dicht gestreut. Der Glaube an die Existenz solcher Elementarwesen geht weit zurück und ist, wie der Wasserkult und die Vorstellung einer geschlechtlichen Liaison zwischen Mensch und Dämon, weltweit verbreitet. Die Entwicklung kann hier, ohne Bezug auf antike Ursprünge, nur grob skizziert werden.

*Die entdeckte Melusine wird zu einer Schlange –
In der Literatur ein fischschwänziges Wasserweib*

Seit dem zehnten Jahrhundert erscheint in der europäischen Kunst der Typ des Wasserweibs mit einfachem oder gedoppeltem Fischschwanz. War dieser gespreizt und symmetrisch nach beiden Seiten in der so genannten Melusinenstellung hochgeschlagen, galt dies den Theologen als Sinnbild dämonisch-sündiger Lust. Dazu passt, dass diese Fischweiber

oft einen Spiegel in der Hand halten. Mit der Menschwerdung und Beseelung Melusines, möglich durch die Ehe mit einem treuen Mann aus Adams Geschlecht, bildete sich ein eigener Mythos des Mittelalters aus. Hintergrund war vielleicht die von manchen Theologen aufgeworfene Frage, ob denn das Weib, allen chthonischen und damit teuflischen Mächten angeblich eh offener als der Mann, überhaupt eine unsterbliche Seele besitze.

Dieser Bezug wird in den 1211 verfassten *Otia imperialia* von Gervasius von Tilbury, dem burgundischen Kanzler Ottos IV., einer Sammlung wunderbarer Begebenheiten, literarisch fassbar.

Da begegnet ein Ritter Raimund am Wasser einer unbekanntenen Schönen, die seinen Namen kennt und seine Heiratserklärung unter der Bedingung annimmt, dass er sie nie nackt sehen dürfe. Der Gatte bricht das Tabu, beobachtet sie beim Baden; sie verwandelt sich in eine Schlange und entschlüpft.



Abguss eines alten Tonmodells mit einem Wasserweib samt doppeltem Fischschwanz. Über dem Kopf pflanzlicher Schmuck.



Holzchnitt um 1482.
Peter von Staufenberg
erscheint bei seiner
Hochzeit mit einer
Adeligen das todbrin-
gende Zeichen der
geheimnisvollen,
Waldfrau, der er ver-
sprochen hatte, kein
irdisches Weib zu
heiraten: Durch die
Decke stößt ein
weißer Fuß.

Um 1390 wird die Fabel in der *Histoire de Lusignan* variiert, in der nun eine Melusine genannte Fee, als Stammutter des Grafengeschlechts, als *mère lusignan*, gedeutet wird. Hier begegnet ihr der Mann erstmals an einem Brunnen. Melusine unterliegt dem Fluch, sich samstags von der Hüfte abwärts in eine Schlange zu verwandeln, und dieser Fluch kann nur von der vertrauensvollen Treue eines christlich angehauchten Mannes aufgehoben werden. Nach der Entdeckung ihrer Mischgestalt und heftigen Vorwürfen ihres Mannes entweicht Melusine als geflügelte Schlange aus der Burg.

Nicht diese *Histoire*, sondern ein etwas jüngeres französisches Melusinen-Versepos wurde zum Vorbild für den 1456 von dem Berner Ratsherrn Thüring von Ringoltingen geschriebenen Prosaroman *Melusina*. Raimunds Ehe scheitert, weil er sich von *aller vernunft* geschieden zum Eidbruch hinreißen lässt; die Meerfei Melusina wird als exemplarisch tugendhafte Frau dargestellt, die dem Reuigen ein gottgefälliges Eremiten-Dasein empfiehlt. In dieser bürgerlich moralisierenden Fassung wurde Ringoltingens Roman, 1474 erstmals gedruckt, über die Jahrhunderte zum Volksbuch und strahlte bis ins slawische Sprachgebiet aus. Unter den Reutlinger Volksbüchern veröffentlichte Ottmar F.H. Schönhuth 1848 noch die *Historie von der edlen und schönen Melusina, welche ein Meerwunder gewesen*.

Verweist die Schlangengestalt zunächst eher auf einen der Erde zugehörigen Dämon, so deutet die in dieser Phase schon fassbare Nähe zum Wasser als Element der Verwandlung, nämlich Brunnen und Bad, die Metamorphose der literarischen Melusine zum fischschwänzigen Wasserweib an, wie es die romanische und gotische Bauplastik vorgebildet hat. Das geheime Bad regeneriert ihre elementaren Zauberkräfte. Neben ihrer weissagenden Gabe wird hervorgehoben, dass Melusine zum Stillen ihres jüngsten Kindes zeitweilig noch zurückkehrte. Am Basler, Freiburger und Straßburger Münster begegnen wir dem Typ des stillenden Wasserweibes als Bauplastik wieder.

Im Unterelsaß verfasste bald nach 1300 ein Anonymus im Auftrag eines Herrn von Staufenberg aus der Ortenau die Geschlechtersage von einer so genannten Martenehe, einer Verbindung zwischen einem Mann und einem feenhaften Naturwesen. Peter von Staufenberg begegnet einer geheimnisvollen Waldfrau, der er versprechen muss, nach ihr kein irdisches Weib zu heiraten, sonst müsse er innerhalb von drei Tagen sterben. Peter wird der Geliebten untreu, und bei der Hochzeit mit einer Adelsdame stößt über der Tafel des frischgetrauten Paares ein weißer Fuß durch die Decke, der dem Ritter den nahen Tod ankündigt. *Hab ich lieb, so lid ich not / laß ich ab, so bin ich tot*, lautet die Quintessenz der Rittermäre.

Auch diese mittelalterliche Verserzählung wurde seit dem späten 15. Jahrhundert als Volksbuch am Oberrhein heimisch. Johann Fischart deutete die Waldfrau als unreinen Wassergeist, als eine heidnische Meervenus. Achim von Arnim hat in seinem Romanzen-Zyklus vom Staufenberg und der Meerfei die Schwarzwald-Melusine auch aus christlicher Sicht rehabilitiert:

*Ein Denkmal ward ihm aufgericht
Von seiner Frau aus Liebespflicht.
Dabei sie baut die Zelle klein
Und betet da für ihn so rein.
Oft betend kam die Meerfei hin,
Sie sprach mit ihr aus gleichem Sinn.*

Anno 1567 starb Graf Froben Christoph von Zimmern, Hauptautor der *Zimmerischen Chronik*. Dort erzählt er eine Familiensage, wonach sein schwäbisches Geschlecht auf eine Meerjungfrau zurückgehe, die ein Vorfahre von einem Kreuzzug mitgebracht habe. Und wenn die Gräfin Margret von Zimmern, eine geborene Oettingen, an Mann und Kindern etwas zu tadeln hatte, meinte sie: *Das kommt von der Meerfein her.*

*Die schöne Melusine an der Tauber –
Wasserweiber an und in kirchlichen Bauten*

Bekannt ist die mit allen Lokalfarben geschmückte Sage von der schönen Melusine, die bei der einsam gelegenen Eulschirbenmühle, einem stattlichen Renaissancebau, am Unterlauf der Tauber hauste. Der Ritter von der Gamburg lernt beim Müller ein



«Histoire de Lusignan»: Melusine verlässt Luisignan. Holzschnitt aus der Zeit um 1478.

schönes Wassermädchen kennen, das sich dort als Magd verdingt hat. Mit Hilfe der Wassergeister bauen sich die beiden ein prächtiges Liebesnest, das durch eine Kellertreppe mit dem Fluss verbunden ist. Der Müller beobachtet das unchristliche Treiben und lässt sich vom Abt des Klosters Bronnbach ein Pergament mit frommen Zeichen und geweihtes Wachs geben, die er auf die Kellertreppe legt. Um die Zeit der Wiederkehr hört er Wehklagen und einen schweren Fall ins Wasser. Die schöne Melusine hat keiner mehr wiedergesehen.

Fabuliert oder überliefert hat diese Sage der 1811 geborene Wertheimer Heimatforscher Johann Andreas Fries. Vielleicht hat ihn dazu das barocke Familienwappen des Bronnbacher Abtes Franziskus Wundert, gebürtig aus Grünsfeld, inspiriert. Wundert ließ nach dem Dreißigjährigen Krieg den terrassierten Satzenberg rekultivieren und zum Gedenken daran mitten im Weinberg einen Bildstock aufrichten. Am Schaft prangt sein Wappen, schockierend genug für einen Zisterzienserabt: ein langhaariges Wasserweib spreizt da den Fischschwanz, darüber erscheinen drei vierstrahlige Sterne.

In Waldshut am Hochrhein steht seit 1588 das Haus zum Meerfräulein. In Bietigheim an der Enz begegnet uns auf dem Fräuleinbrunnen von 1577 ein Wasserweib, ebenso am Außenfries der romanischen Kirche in Brenz an der Brenz. Am Alten Rathaus in Miltenberg am Main, aus dem späten 14. Jahrhundert, erscheint die steinerne Plastik einer gelockten Frau, die mit beiden Händen ihre schweren Brüste greift. Der Limesforscher Wilhelm Conrady stieß zwischen Miltenberg und Walldürn auf die Fundamente eines römischen Wachturms, als ihm ein Bauer erzählte, auf seinem Acker sei einst ein *Wasserfräule* eingemauert worden. Im gotischen Chor der Mergentheimer Marienkirche, einer Klosterkirche der Dominikaner, spreizt in einem Schlussstein ein Wasserweib den silbrigen Fischschwanz, ebenso wie am Fachwerkrathaus von Grünsfeld aus dem späten 16. Jahrhundert und an dem 1628 errichteten Lieblerhaus in Tauberbischofsheim. Auf manchen monumentalen Christophorus-Fresken, wie etwa in der Creglinger Herrgottskirche, umgaukeln diese Wesen den standhaften Heiligen, der das Jesuskind über den reißenden Fluss trägt.

Die numinose Dreizahl von römischen Dreinympfensteinen bis zu den drei Wasserjungfrauen in der Spinnstube

Die antiken Moiren, die römischen Parzen, die alt-nordischen Nornen, die keltischen Matres und manche Feen des Märchens erscheinen in der Dreizahl. Diese Gruppierung erscheint auch in vielen lokalen



Wirtshaus Schild in Rippberg im Odenwald «Zu den 3 Meerfräulein». Der Zusatz «eigene Schlachtung» sorgt für unfreiwillige Komik.

Überlieferungen von Wassermädchen. Die ältesten Darstellungen von Wassergottheiten hierzuland dürften die römischen Dreinympfensteine sein, die man in Rüdenau im Odenwald und in Unterheimbach bei Öhringen gefunden und an der Außenwand der Kirche eingemauert hat. In Rüdenau ist das Gotteshaus der heiligen Ottilia geweiht, die ja durch die Taufe mit dem Wasser des Heiles ihr Augenlicht gewann; neben dem Kirchlein speist eine Quelle den Ottilienbrunnen. Von dem Unterheimbacher Relief, inzwischen im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, wurde noch um 1870 die Sage aufgezeichnet, die drei Wasserjungfrauen mit ihren Schilfrohren in der Hand hätten abends ihren Stein verlassen und den spinnenden Mädchen im Dorf bei der Arbeit geholfen.

Im Kastellort Osterburken barg man 1983 das Bruchstück eines Denkmals, das den *nymphis sanctis* geweiht war. Im nahegelegenen Hemsbach wurde bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu den drei namenlosen heiligen Jungfrauen gewallfahrt, deren Kirche ursprünglich auf einer Insel des Rinschbaches lag. Pfarrer Link berichtete nach dem Dreißigjährigen Krieg dem Jesuitenpater Gammans, Hemsbach habe bis zum Aufkommen der Heiligblutwallfahrt nach Walldürn weit und breit die größte Wallfahrt besessen. Den heiligen drei Jungfrauen wurde dabei auch Lein und Flachs geopfert, an ihrem Altar hat man Haarzöpfe gegen Kopfweh aufgehängt.

Im Beichtspiegel des Wormser Bischofs Burchard, dessen Vorgänger auch im hinteren Odenwald missioniert hatten, wettete der Seelenhirte zu Beginn des 11. Jahrhunderts noch heftig gegen heidnische Praktiken: *Hast du in deinem Hause einen Tisch gedeckt*

mit Speise und Trank, und drei Messer hingelegt, damit die drei Schwestern, die Herkommen und altgewohnte Torheit Parzen nennen, sich daran erquicken können? Bis heute steht in der Nikolauskapelle des Wormser Doms ein Steinrelief der heiligen drei Jungfrauen. Hier, wie in Straßburg, werden sogar ihre Namen genannt: *Embede, Warbede, Willebede*. Das klingt wie ein heidnisches Gebet.

An der St. Michaelskirche in Forchtenberg am Kocher ist ein Steinhaupt mit drei Gesichtern eingemauert worden, zu beiden Seiten hängen dick geflochtene Zöpfe. Wahrscheinlich stammt die archaisch anmutende Plastik vom Kirchlein der abgegangenen Siedlung Wülfigen. Elmar Weiß, der auch die Hemsbacher Kirchengeschichte erforscht hat, meint, das Dreigesicht stelle die drei Beden dar. In Rippberg im Odenwald hängt bis heute das Gasthaus *Zu den drei Meerfräulein* sein Schild heraus, freilich inzwischen mit dem unfreiwillig komischen Zusatz: *Eigene Schlachtung*.

Dicht gestreut, vor allem im Limesland, aber auch noch weiter nördlich, ist die Sage von den drei Wasserjungfrauen, die nach Martini am abendlichen Treiben der Dorfjugend in der Spinnstube teilnehmen, vor Schlag Mitternacht jedoch in ihr Element, einen Brunnen, einen Bach, in einen See, einen Fluss zurückkehren müssen. Fast immer stellt dann ein Bursche aus Jux die Uhr um eine Stunde zurück, und die drei eilen klagend zum Wasser zurück, aus dem bald schon blutige Blasen aufsteigen. Die hilfreichen Wasserfräulein haben das Gesetz der Geister gebrochen und kehren nie mehr zurück.

Einen schon protestantischen Beigeschmack, vielleicht aus der Reformationszeit, witterte Anton Birlinger in seiner 1861/62 veröffentlichten Sammlung *Volkstümliches aus Schwaben* in folgender Sage: *Aus dem großen Quellbrunnen in Unterspeltach zu Jaxthausen kamen einstmals vor alten Zeiten Meerfräulein ins Ort und prophezeiten: es werden bald Männer kommen, welche das heilige Meßopfer und die katholische Religion abschaffen werden.*

Paracelsus glaubt an Wasserweiber als Elementarwesen, die von Gott als besondere Kreatur erschaffen wurden

Vereinzelt oder in der Dreizahl, verchristlicht oder dämonisiert, lebte also die Erinnerung an die Wasserweiber weiter. Es sind Elementarwesen wie Riesen und Kobolde, Wilde Männer und Holzweiblein, feurige Zundel, Salamander und Sylphen auch. Aber keine Gestalt bleibt uns so fremd vertraut und verwirrend herznah wie die der Melusine oder ihrer jüngeren Schwester Undine. Beide haben bis in unsere Gegenwart einen wahren Kosmos dichter-

scher, bildnerischer und musikalischer Konfessionen inspiriert. Die Genealogie all dieser Figurationen hat, weit über den deutschen Kulturkreis hinaus, einen großen Stammvater, den Magus aus dem Süden, Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus.

Ein langes Gelehrtenleben reichte nicht aus, das zu erforschen, was Paracelsus in zwei, drei Jahrzehnten eines ruhelosen, vielfach bedrohten Wanderlebens nach strapaziösen Ritten, Patientenbesuchen, Trinkgelagen abends und in der Nacht hastig niedergeschrieben oder einem seiner Adepten diktiert hat. Seine Weltsicht wie sein ungestüm grobes Wesen führte er auf seine entbehrensreiche Jugend zurück: *Diese subtilen, katzenschleckerischen, sauberfeinen Leute (...) und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander mit wohl.*

Geheimnisumwittert wie sein Leben blieb auch sein Tod 1541 in Salzburg. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, Paracelsus sei von seinen Widersachern nach einem Gelage von einem Felsen gestürzt und seines Lebenselixiers beraubt worden, das sich im Knauf seines Schwerts befunden habe. Dazu passt, dass dieses Schwert, das auf einem zu Lebzeiten gefertigten authentischen Kupferstichporträt erscheint, im Nachlassinventar nicht aufgelistet wird.

Sein Credo lautete: *Was ist das Glück anders, denn Ordnung halten mit Wissenheit der Natur?* Auf seinen Wanderungen und Ritten durch Europa ging Paracelsus auch bei Badern und Zigeunern, Mönchen, Wurzelgräbern und Kräuterweibern vorurteilslos in die Lehre. Seine gelehrte Landstreicherei verteidigte er wider bloßes Bücherwissen und Pochen auf antike Autoritäten: *Die Kunst geht keinem nach, aber ihr muß nachgegangen werden.*



Gekröntes Wasserweib, Holzschnitt aus Konrad von Megenbergs «Buch von der Natur».

Paracelsus sah sich als *Lutherus medicorum*, als den Reformator der Ärzteschaft. Im Gegensatz zur Kirche lehrte er, die Religion sei für alle Kreaturen da, nicht nur für den Menschen. Schönstes Beispiel dafür ist sein im Nachlass aufgefundenes Manuskript *Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus*, also das Buch von den Wasserweibern, Windleuten, Bergmännlein, Feuergeistern und anderen Geistern. 1566 wurde das *Liber de nymphis* erstmals gekürzt, 1591 vollständig gedruckt.

Wie viele seiner Zeitgenossen glaubte Paracelsus an das Dasein solcher Elementarwesen. Für Luther und andere Theologen, etwa Konrad von Megenberg in seinem *Buch von der Natur*, waren die Wasserweiber mit ihren gar großen Brüsten oder Tüteln nichts anderes als *succubi*, real verführerische Figurationen des Teufels. Luther glaubte auch, dass der Wassermann Adamstöchter, also Menschenfrauen, in sein Element ziehe und schwängere. Paracelsus dagegen lehrte, diese Naturwesen stammten zwar nicht aus Adams Geschlecht, aber sie gäben sich ganz wie Menschen und seien von Gott als eine besondere Kreatur erschaffen worden.

Und so bekannte er sich, nicht ohne Zivilcourage, in einer naturfromm hymnischen Seligpreisung zu diesen Wesen: *Seliger ist's zu beschreiben die Nymphen / dann zu beschreiben die Orden: seliger ist zu beschreiben den Ursprung der Riesen / dann zu beschreiben die Hofzucht: Seliger ist zu beschreiben Melosinam / dann zu beschreiben Reiterei und Artillerie: Seliger zu beschreiben die Bergmännlein unter der Erden / dann zu beschreiben Fechten und Frauendienst.*

In der Romantik wird Melusine zur Undine, die durch die Heirat eine unsterbliche Seele gewinnt

Vor allem die Wasserfrauen suchten die Gesellschaft des Menschen, der Männer, und das aus ganz natürlichem Grund: *Ursach: Fleisch und Blut (...)* Sie fleißigen sich der Mannen, wo sie mögen. Dazu verführte nicht nur die sinnliche Strahlkraft dieser Geschöpfe. Durch die Heirat mit einem Mann, so Paracelsus, gewannen die seligunseligen Wasserweiber wie der Mensch eine unsterbliche Seele. Freie ein Mann eine Nympe, so solle er sie möglichst von allen Gewässern fernhalten. Auch dürfe er sie nicht an vertrauten Orten ihres Elements beleidigen. Entziehe sich die Nympe nach einer Kränkung ihrem Manne, so bleibe dieser nach wie vor an die Ehe mit ihr gebunden. Nehme er trotzdem eine Frau, so kehre die Nympe zurück und bringe ihm den Tod – *wie dann oft geschehen.*

Die eigentliche literarische Rezeption des paracelsischen *Liber de nymphis* begann mit der Romantik,

mit Friedrich de la Motte-Fouqués 1811 veröffentlichter Erzählung *Undine*. Der Dichter hat sich dabei ausdrücklich auf Paracelsus als Quelle berufen; die übrige Fabel, etwa der archetypisch eindrucksvoll geratene Wasserdämon Kühleborn, war seiner Phantasie entsprungen. In seinem Ritter Huldbrand von Ringstetten hat sich der erotisch leicht entflammbar Fouqué, siehe la Motte gleich Ringstätte, durchsichtig selbst gezeichnet, ihm auch die eigenen Wappenfarben Veilchenblau und Gold beigegeben.

Das anmutig launenhafte, bald übermütige, bald demütig naive Naturgeschöpf Undine entsprach dem Frauenbild vieler Romantiker, frei nach Novalis: *Die Frauen (...)* Nur durch ihren Mann hängen sie mit Staat, Kirche, Publikum, hier als Gesellschaft gemeint, zusammen. Sie leben im eigentlichen Naturstande. Durch ihre Ehe mit Huldbrand gewinnt Undine eine unsterbliche Seele, wird sie zum liebenden, leidenden Weib. Denn der Preis für den Übergang vom schuldlos-seelenlosen Elementarwesen zur menschlichen Existenz ist das Leid. Und zur Rache an dem untreu gewordenen Ritter Huldbrand drängt schließlich Kühleborn. Der stattliche, freilich phantasielose, letztlich doch der Konvention verhaftete Huldbrand repräsentiert nicht gerade überzeugend den von der Romantik beschworenen Dualismus Mann und Geist kontra Frau und Natur.

Mit seinem im Frühjahr 1939 uraufgeführten Bühnenstück *Ondine* hat Jean Giraudoux ein wehmütig bezauberndes Gleichnis vom allbeseelten, ausschließlichen Liebesvermögen der Frau und der ängstlich eingegrenzten Liebesbereitschaft des Mannes geschaffen. Nicht Undine sucht hier im Menschwerden ihre unsterbliche Seele; der Ritter Hans spürt die Unzulänglichkeit seines Wesens und will in der Verbindung mit diesem verwirrend schönen, bis zur Schamlosigkeit wahrhaftigen Geschöpf über sich hinauswachsen. Er scheitert an seiner konventionellen Männerhaltung, Männerrolle. Undine sinkt in ihr kristallenes Element zurück. Im Bühnenpaar von Giraudoux schimmert unausgesprochen, unwägbare vielleicht auch die spannungsvolle Beziehung zwischen deutscher und französischer Kultur wider.

Ingeborg Bachmanns 1961 erschienene Prosadichtung *Undine geht* bleibt in ihrer Radikalität einzigartig. Bachmanns Undine ist trotz gelegentlicher Wasser-Metaphorik kein Kind des Elements im paracelsischen Sinne mehr. Sie ist nur noch weibliche Stimme der Anarchie, ein Anruf des Mannes, in ihrer Umarmung die falschen Ordnungen und Tabus abzuschütteln, die verdrängten Mächte Zeit und Tod im Erkennen zu überwinden – *ordnungslos, hungerissen und von höchster Vernunft*. Von den Erdenfrauen,

die Hans erst aufgibt, um ihretwillen schließlich doch wieder Undine zu verraten, heißt es: *Die heftigen schärfen ihre Zungen und blitzen mit den Augen, die sanften (...) lassen ein paar Tränen laufen, die tun auch ihr Werk*.

Paracelsus und die Folgen – ein Abrufen all der Melusinenmotive in Schauspiel, Film und Erzählung, in Lyrik, Malerei, Oper und Ballett verhedderte sich im grünen Dschungel der Wasserpest. Ein Hinweis muss hier genügen. 1821 hat Johann Heinrich Füssli mit seinem Gemälde *Undine kommt zum Fischerpaar* das geisterhaft eindringlichste Bild des Wassermädchens geschaffen. Nach ihm sind die meisten bildenden Künstler von Böcklin bis Klimt dem Irrtum erlegen, eine Beauté, Kindfrau oder femme fatale mit Fischschwanz ergebe schon eine Melusine. Das gilt auch für die Karikaturisten, wenn sie etwa appetitliche Wasserweibchen die Aquarien frustrierter Ehemänner durchgaukeln lassen.

Mann und Melusine: Der Mensch kann auf Dauer nur im Einverständnis mit den Elementen leben

Im Sommer 1988 erschien eine Ausgabe des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* mit dem Titelthema *Lebenselement Wasser. Vergiftet und vergeudet*. Das farbige Titelbild von Michael Mathias Prechtel zeigt ein fleckig geschundenes Wasserweib mit erloschenen Augen, das, offensichtlich leblos, auf einem rostigen Tank mit dem Giftsymbol des Totenschädels in den Fluten treibt. Wir könnten, wir sollten das paracelsische *Liber de nymphis* auch als Menetekel unserer Zivilisationsgesellschaft deuten. Denn die Elementargeister, so Paracelsus, sind von Gott als Hüter über die Naturschätze eingesetzt worden, mit denen der Mensch pfleglich umgehen solle. Da wo man Bergmännlein, Wasserweiber, Holzleute, die Geister der Luft und des Feuers nicht achtete, zeigten diese schon bald den Ruin des Landes an.

Warum das gleichnishafte Experiment zwischen Mann und Melusine in all den Überlieferungen und Deutungen immer wieder so trostlos scheitert, gewinnt damit eine neue Dimension. Der Mensch kann auf Dauer nur im Einverständnis und Gelöbnis mit den Elementen leben. Bricht er sein Gelöbnis, ist er dem Untergang verfallen. Die Naturgesetze lassen so wenig mit sich spaßen wie Kühleborn. Paracelsus beschließt sein Buch mit der Prophezeiung, am Ende der Welt werde das Geheimnis der Elementargeister offenbar werden, auch den gelehrten Leugnern dieser Geschöpfe: *Do werden erkannt die Gelehrten im Grund und die im Geschwätz, (...) dann Gott setzt das Licht offenbar, das ist, ein jeglicher wird's sehen, wie es geleuchtet hat*.